



SANDRA PARETTI

DER **WINTER**,  
DER EIN  
**SOMMER**  
WAR



Roman um zwei feindliche Brüder und eine große Liebe zur Zeit der amerikanischen Unabhängigkeitskriege

In Hessen-Kassel ist der Teufel los: Werbeoffiziere durchkämmen die Dörfer nach wehrfähigen Männern, die der ebenso geldgierige wie hochverschuldete Landgraf als Söldner an den englischen König verkauft hat. Das Los trifft auch die beiden verfeindeten Halbbrüder Robert und Claus Haynau und zwingt sie in ein Regiment, unter eine Fahne. Während der Schlachtruf »Die Hessen kommen!« Furcht und Schrecken unter den Kriegern in den Wäldern von New Jersey verbreitet, begegnen sich Robert und Claus in einer letzten dramatischen Konfrontation ...

Sandra Paretta

# Der Winter, der ein Sommer war

Roman

**Weltbild**

## Die Autorin

Sandra Piretti (1935-1994), in Regensburg geboren und aufgewachsen, studierte Germanistik und Musik, arbeitete dann als Journalistin und Kritikerin. 1967 erschien ihr erster Roman und wurde ein großer Erfolg. Mit 12 weiteren Romanen avancierte sie zu einer der beliebtesten und erfolgreichsten deutschen Autorinnen.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Copyright der Originalausgabe © 2014 by Hellmut und Anka Schneeberger

Die deutsche Erstausgabe ist 1972 beim Bertelsmann Verlag erschienen

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München [www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-548-4

Wenn der Honigtopf hinter der Biene hersummt/wenn die Schiffe an Land gehen und die Kirchen ins Meer/wenn das Pferd den Reiter besteigt und das Gras die Kühe frisst/wenn die Katze von der Maus in ihr Loch gejagt wird und die Mütter ihre Kinder für eine halbe Krone den Zigeunern verkaufen/wenn der Sommer zum Winter wird und der Winter zum Sommer/dann steht die ganze Welt kopf.

Strophe aus dem Lied

»THE WORLD TURNED UPSIDE DOWN«

aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, 1775 bis 1783

# Erstes Buch

# Der Deserteur

Bald alle Wochen hörten wir nämlich neue ängstigende Geschichten von eingebrachten Deserteurs, die, wenn sie noch so viele List gebraucht, sich in Schiffer und andre Handwerksleuthe, oder gar in Weibsbilder verkleidet, in Tonen und Fässer versteckt, u. d. gl. dennoch ertappt wurden. Da mußten wir zusehen, wie man sie durch 200 Mann, achtmal die lange Gasse auf und ab Spißruthen laufen ließ, bis sie athemlos hinsanken – und des folgenden Tags aufs neue dran mussten.

Lebensgeschichte des Armen Mannes im Tockenburg, Zürich 1789

Die Kirschbäume blühten zum zweiten Mal, und die Menschen begannen sich zu fürchten vor diesem Jahr, dessen Sommer nicht enden wollte. Die Scheunen hatten die Ernte kaum fassen können, aber die Erde schien nicht müde zu sein. Die Wintersaat wuchs so schnell, dass die Bauern den ersten Frost herbeisehnten, um diesem Wunder, das ihnen unheimlich war, ein Ende zu machen.

Die Unerschöpflichkeit dieses Jahres 1775 erfüllte die Menschen mit Misstrauen. Der Überschwang eines allzu blauen Himmels und einer allzu warmen Sonne bedrückte sie; sie waren es nicht gewohnt, dass ihnen so reichlich gegeben wurde. Wie hätte es auch anders sein können, da sie alles nur zur Leihe hatten: Besitz, Freiheit und Leben, geborgt und jederzeit abrufbar. Wie hätten sie das je vergessen können, da sie doch zu Füßen der Festung lebten, die Kaserne und Gefängnis in einem war.

Aus dem welligen Land stieg sie steil empor. Der graue spitze Kegel verdüsterte den hellsten Tag und riss in das Blau des Himmels eine dunkle, drohende Kluft. Immer mussten die Menschen, die hier lebten, die Festung sehen, und wenn es nur ihr großer wandernder Schatten war, der immer einen Streifen Landes um die Sonne betrog.

Die hessischen Bauern, die zum Gut Haynau unterwegs waren, hatten die Festung Ziegenhain im Rücken. Einer hinter dem anderen schritten sie über die Wiese dahin. Ein paar Meter weiter lief die Straße, aber sie blieben auf der Wiese, um ihre Schuhe nicht mit Staub zu beschmutzen. Sie trugen ihren Sonntagsstaat, den dunklen Rock mit den massiven Bleiknöpfen, das schwarze Halstuch und den breit aufgekrempten schwarzen Hut. In der Ferne konnten sie bereits das steinerne Einfahrtstor von Gut Haynau sehen. Es war so groß, dass auch hochbeladene Heuwagen ohne Schwierigkeiten durchkamen. In den Fackelhaltern steckten noch die Ährensträuße vom Erntefest; von jedem Pachthof einer. Im Lauf der Jahre waren immer mehr Höfe verpachtet worden; es war nur eine Frage der Zeit, bis auch die letzten freien Bauern, die auf eigenem Grund wirtschafteten, bei Gottfried Haynau so viel Schulden hatten, dass ihre Höfe an ihn fielen.

Vor dem Tor angelangt, nahmen die Bauern die Hüte vom Kopf. Vor ihnen dehnte sich die von Eichen flankierte Auffahrt. Zu beiden Seiten, etwas zurückgesetzt, zogen sich die Wirtschaftshöfe hin. Am Ende der Auffahrt, dort, wo das Herbstlaub der Bäume sich mit dem Licht zu goldenem Dunst verwob, lag das Herrenhaus, ein lang gestreckter Parterrebau mit einstöckigem Mitteltrakt. Die Fenster funkelten in der Sonne.

Die Bauern lauschten auf die Geräusche, die aus den Wirtschaftshöfen drangen, ein Gemisch aus Kinderstimmen, Hühnergackern und dem hellen Klang des Dangelhammers. Nichts war hier anders als bei ihnen zu Hause. Ihre Beklommenheit kam ihnen plötzlich töricht vor. Es war ein herrlicher Tag, und etwas von seinem Glanz teilte sich auch den Männern mit, weitete ihnen die Brust, ließ sie den Kopf höher tragen und leichter ausschreiten. Auch das, was sie hergeführt hatte, erschien ihnen nicht mehr so aussichtslos; sie hatten nicht mehr das Gefühl, Bittsteller zu sein, die unverrichteter Dinge

wieder weggeschickt würden.

Eben wollten sie unter das Tor treten, als der dreizehnjährige Ambros vom Felbinghof einen Schrei ausstieß. Die Männer blieben stehen, wandten sich um. Von den Wällen der Festung Ziegenhain löste sich ein Schwaden weißen Rauchs. Die Gesichter der Männer verschlossen sich. Mit zusammengekniffenen Augen beobachteten sie, wie sich der Rauch zu einer Wolke ballte und wie diese Wolke sich aufblähte, mit weich gebogenen Rändern, hinter denen sich immer neue Wolken hervorschoben. Der Tag schien noch heller zu werden durch diese Insel aus schäumendem Weiß am blauen Himmel.

Die Bauern wussten, was das Rauchzeichen über dem östlichen Vorwerk zu bedeuten hatte, aber sie weigerten sich zu glauben, was sie sahen. Die Zeit für Deserteure war der Frühling und der Sommer, nicht der Herbst, wenn die Felder abgeerntet waren; Soldaten, die im November zu desertieren wagten, erging es wie den Hasen, die jetzt auf den Jagden zu Hunderten erlegt wurden.

Aus den Wirtschaftshöfen des Gutes drang kein Laut mehr. Eine Stille breitete sich aus, die alles veränderte, die das Licht hart werden ließ und den Männern das Atmen schwer machte. Unerträglich dehnten sich die Sekunden, bis endlich dem sichtbaren Zeichen der Schuss folgte. Der Donnerschlag der Lärmkanone hallte über das Land, unmittelbar gefolgt von drei sich überschneidenden Echos.

Die Bauern standen reglos; sie vermieden es, sich anzusehen. Nur einer ließ sich nicht einschüchtern. Der Langhofbauer, ein breitschultriger Mann mit weißem Haar und rotem Bart, stieß den Knotenstock auf die Erde: »An die Musik solltet ihr euch doch allmählich gewöhnt haben. Verdammt noch mal, der, dem sie da zum Tanz aufspielen, hat mehr Mut in den Knochen als ihr alle zusammen!« Er ließ seinen Stock durch die Luft sausen und rammte ihn in die Erde, dass die Steine aufflogen. »Ich will euch etwas sagen. Wer um die Zeit desertiert, weiß, was er tut. Der hat Helfer, und ich wünsche ihm nur, dass sie aus anderem Holz sind als ihr. Ihr traut euch ja nicht einmal, euch selber zu helfen.«

»Besser, wir kehren um«, sagte der Pächter der Meierei auf der Gleim.

»Vor dem Tor umkehren?«, brauste der Langhofbauer auf.

»Du weißt, wie misstrauisch die Landreiter sind«, sagte der Pächter. »Die glauben sowieso, wir stecken mit den Deserteuren unter einer Decke.«

Mit beiden Händen auf den Stock gestützt, stand der Langhofbauer da. Seine tief liegenden Augen gingen von einem zum anderen. »Wem von euch hat der Landreiter schon einmal geholfen, die Wildschweine zu vertreiben, he? Oder habt ihr vor lauter Schreck vergessen, warum ihr den Weg hierher gemacht habt?«

Die Männer standen unschlüssig, gebeugt, als trügen sie eine unsichtbare Last.

»Macht, was ihr wollt«, rief der Langhofbauer, den ihr Schweigen mehr aufbrachte als ihre Ängstlichkeit. »Ich geh' allein zum Haynau. Aber bildet euch nicht ein, dass ich eure Sache mit ausfechte!« Er wollte gehen, aber gegen seinen Willen folgte er dem Blick der anderen hinauf zur Festung Ziegenhain. Die erste Wolke war zerstoßen; einem geplatzen Kissen ähnlich, aus dem die Federn quollen, trieb sie der Westwind vor sich her, während von den Wällen der Festung abermals eine Fontäne weißen Rauchs aufstieg. Wieder

bildete sich eine Wolke; wieder verblieb ihr genug Zeit, zu voller Größe anzuschwellen, bevor der Schuss der Lärmkanone explodierte.

In den Donnerschlag hinein schrie der Langhofbauer. »Nur die Hälfte von dem Pulver, was die dort in die Luft jagen, möcht' ich haben!« Ohne sich noch einmal umzusehen, durchschritt er das Tor.

Die anderen folgten ihm zögernd, aber schon nach wenigen Metern stockten sie wieder. Am Ende der Eichenallee tauchte ein Reiter auf. Der Mann auf dem hochbeinigen rotbraunen Renner trug den resedagrünen Rock des Ersten hessischen Leibregiments. Er ritt durch das Flirren des Lichtes zwischen den herbstlichen Bäumen wie durch einen goldgewirkten Vorhang, der sich immer von Neuem für ihn teilte.

Die Bauern traten an den Rand der Auffahrt, um für den Sohn ihres Gutsherrn Platz zu machen. Claus Haynau parierte sein Pferd. Er tat es so scharf, dass der Fuchs sich schnaubend unter ihm bäumte. Sand wirbelte unter den stampfenden Hufen auf, flog den Bauern an die Beine. In Staubschwaden gehüllt, murmelten sie ihren Gruß.

Claus Haynau klopfte seinem Pferd beruhigend auf den Hals. Seine Züge waren für einen Mann auffallend fein geschnitten. Es war das Gesicht eines Menschen, der als Kind lange Zeit ans Krankenbett gefesselt war. Auch in seiner Haltung waren noch die Spuren dieses längst überstandenen Kampfes gegen die Angst, auf immer zur Bewegungslosigkeit verurteilt zu sein. Er hielt sich zu gerade, um gelöst zu wirken.

Er blickte über die Bauern, die Pächter seines Vaters. Er kannte sie kaum. Außer dem Langhofbauern hätte er keinen beim Namen nennen können. Dieser alte Querkopf hatte immer noch nicht vergessen, dass er einmal ein freier Bauer war; dauernd pochte er auf irgendwelche Rechte.

»Wir wollen zu Eurem Vater.« Der Langhofbauer war vorgetreten.

»Ein schlechter Zeitpunkt«, schnitt ihm Claus Haynau das Wort ab.

»Es ist wegen der Wildschweine.« Der Langhofbauer blieb unbeirrt. »Sie verwüsten die Felder mit den jungen Saaten. Sie werden zur Plage.«

Claus Haynau hatte begonnen, die Männer zu zählen. Es waren zwölf. Dazu die Rossknechte vom Gut, die Kutscher, die Jäger. Das gab sechsunddreißig Mann. Damit konnte man schon eine Treibjagd auf den Deserteur veranstalten.

»Mit Schreien lassen sich diese Bestien nicht vertreiben. Mit Knüppeln auch nicht. Wir brauchen Gewehre.« Die nächsten Worte des Langhofbauern gingen in der dritten Explosion der Lärmkanone unter.

»Ihr wartet hier«, rief Claus Haynau den Bauern zu, während er das Pferd wendete. »Ich hole Pferde für euch. Fangen wir den Deserteur, gibt es für jeden von euch einen Taler.« Er sprengte davon und verschwand im Hof der Stallungen. Die Bauern hörten ihn Befehle rufen.

Der Langhofbauer fluchte vor sich hin. Dann sagte er halblaut: »Dass wir dem in die Hände laufen mussten! Robert Haynau hätte uns wenigstens erst angehört.«

»Ich dreh' die Hand nicht um zwischen den beiden Brüdern«, warf der Pächter der Meierei ein.

»Mit Robert kann ich reden wie mit meinem eigenen Sohn«, beharrte der Langhofbauer.

»Für die hohen Herren sind wir alle Dreck.«

»Den Tabak, den Robert dir aus Holland mitgebracht hat, rauchst du ganz gern.«

»Ich pfeife auf den Tabak. Er soll lieber meine Tochter in Ruhe lassen.«

»Fragt sich, wer wen nicht in Ruhe lässt! Dass Robert Haynau um ein Mädchen hätte betteln müssen, hab' ich noch nicht gehört. Ich weiß Bescheid. Ich hab' genug Weibslente zu Hause.«

Plötzlich war das Zischen einer Reitpeitsche in der Luft. Von den Ställen her drängten Pferde auf die Straße. Die Knechte hatten Mühe, die aufgescheuchten Tiere am Zügel zu führen. Claus Haynau ließ die Peitsche knallen. »Los«, herrschte er die Bauern an. »Jeder nimmt sich ein Pferd!« Wieder fuhr seine Peitsche durch die Luft. »Schnell! Sonst ist der Mann über alle Berge.«

»Sobald wir zu Hause sind, gehen wir auf Pflichtwache«, sagte der Langhofbauer ruhig.

Claus Haynau schnellte in den Steigbügeln hoch. Er bebte vor Zorn. »Willst du dich meinem Befehl widersetzen? Auf die Pferde! Ihr kennt die Order des Landgrafen. Wer sich bei der Verfolgung eines Deserteurs drückt, macht sich genauso strafbar wie ein Helfershelfer.«

Die Bauern gehorchten schweigend. Claus Haynau spürte ihre Abwehr. Er ärgerte sich, dass er jedem einen Taler versprochen hatte. Er brauchte ihren Gehorsam weder zu kaufen noch zu belohnen.

Die Bauern waren aufgesessen. Wie Klötze hängen sie in den Sätteln, dachte Claus. Er konnte nicht hinsehen. Es war eine Beleidigung für die Pferde. Und trotzdem würden sie wie die Teufel laufen. Es waren die Pferde, die er selbst für die Parforcejagden abgerichtet hatte.

Die Bauern hoben die Köpfe, als von der Festung ein vierter Alarmschuss abgefeuert wurde. Der harte Galopp des Echos dröhnte ihnen in den Ohren, und doch hatte dieses vierte Signal eine ganz andere Wirkung auf sie als die vorherigen. Verstohlene Blicke der Verständigung gingen zwischen den Männern hin und her. Sie wussten jetzt, dass es kein gemeiner Soldat war, der geflohen war, keiner der Ihren. Bei einem Gemeinen wurden nur drei Schüsse abgegeben. Bei höheren Rängen fünf.

»Ein Offizier«, murmelte der Langhofbauer, und in dem Blick, mit dem er Claus Haynau streifte, war hämische Verachtung.

Aus dem Hof der Stallungen sprengte ein Trupp Reiter. Claus Haynau winkte sie zu sich her. »Ihr macht den Schluss«, rief er den Bauern zu. »Bleibt immer dicht aufgeschlossen!«

Claus gab seinem Fuchs die Sporen. Er setzte sich an die Spitze. Im Galopp jagte er die Auffahrt hinunter, durch das Tor. Er lauschte auf das Donnern der Hufe hinter sich. Allmählich wurde ein einheitlicher Rhythmus daraus. Er beugte sich dichter über den Hals seines Pferdes. Ein Fieber hatte ihn erfasst, eine wilde Entschlossenheit. Nicht die Miliz der Stadt Ziegenhain und nicht die Männer des Kommandanten Rall sollten den Deserteur fangen. Das Wild, das heute gejagt wurde, musste seine Beute werden.

Der Wind wehte ihm das Haar aus der Stirn, strich ihm kühl über das Gesicht, aber Claus Haynau hatte das Gefühl, dass seine Haut brannte.

Das Schilf bog sich unter dem Luftdruck der Explosion. Für Sekunden war es nicht mehr Röhricht, sondern ein Wald scharfer, aus Silber gehämmerter Klingen, der sich um die Ufer der von der Schwalm umflossenen Reiherinsel zog. Ein Flimmern huschte durch die Luft, als sie sich wieder aufrichteten. Der Donner der Lärmkanone und seine Echos verhallten, das Zittern der Luft verebbte. Die Spitzen der Schilfhalme kamen zur Ruhe. Nur das Herz des Reiher, den Robert von Haynau in den Händen hielt, schlug noch heftig. Die Schwingen und den langen Hals eng an den Körper gezogen, presste sich der Vogel Schutz suchend an den Menschen. Die geschuppten Läufer streckte er steif von sich. Der rechte trug knapp über dem Fuß eine Bandage aus dünnen Leinenstreifen.

Robert Haynau strich sich das blonde Haar aus der Stirn. Hoch am blauen Himmel schwebte eine lang gezogene Herde Schäferwölkchen gegen Osten. Auch die Wolke, die dem letzten und fünften Alarmschuss vorausgegangen war, beeilte sich, sie einzuholen. Die Banner auf den Türmen der Festung Ziegenhain wirkten in dieser Entfernung wie Wetterfahnen.

In seiner Kindheit war Roberts liebster Spielzeug eine Burg gewesen, die der Festung Ziegenhain nachgebildet war. Seit vielen Jahren stand sie irgendwo auf dem Dachboden und wurde von den Holzwürmern zerfressen, aber Robert kannte noch jede Schießscharte, jedes Pförtchen, jede Treppe. Welchen Weg mochte der Deserteur gewählt haben? Von der Festung Ziegenhain, die zur Hälfte als Gefängnis und zur Hälfte als Kaserne diente, flohen mehr Soldaten als Strafgefangene. Nur dass die Sträflinge mehr Chancen hatten zu entkommen, als hielten in diesem Land nur die Gauner zusammen.

Robert fuhr dem Reiher über den Rücken. Es war ein einjähriges Tier. Das Grau der Deckfedern spielte in ein schwärzliches Blau. Am ersten Tag nach seiner Rückkehr aus Holland hatte Robert den Vogel mit einem angebrochenen Läufer im Schilf gefunden. Er öffnete die Hand. Der Herzschlag des Vogels war wieder normal. Zögernd löste sich der Reiher, setzte zuerst den gesunden Läufer auf die Erde, dann den verletzten. Er schüttelte das Gefieder, breitete die Schwingen halb aus und zog sie wieder an den Körper.

Robert verfolgte jede seiner Bewegungen. Was hätte er in diesem Augenblick darum gegeben, selber Schwingen zu besitzen, aufzusteigen, hoch wie die Wolken dahinzufiegen! Wie schnell hätte er dann gewusst, wo der Deserteur sich aufhielt, wie leicht hätte er ihm dann helfen können. Langsam richtete er sich auf und eilte durch das Schilf davon.

Die Anlegestelle des Fährmanns lag auf der Nordseite der Insel. Robert glitt unter tief hängenden Zweigen durch, sprang über bemooste Baumstümpfe. Lautlos eilte er dahin, selbst ein Teil der grüngoldenen Wildnis, die ihn umgab, selbst ein Teil der klingenden Stille.

Er holte ein Hornpfeifchen aus der Tasche und gab damit zwei Mal hintereinander drei

kurze Pfliffe ab, das Zeichen für den Fährmann. Bald darauf erreichte er die Anlegestelle. Während er wartete, ging sein Blick wieder hinauf zur Festung. Das östliche Vorwerk, wo die Lärmkanone stand, lag jetzt verlassen. Die blauen Röcke der Kanoniere waren verschwunden. Die Jagd hatte begonnen. Hunderte von Männern schwärmten bereits durch die Wälder zu Füßen der Festung, besetzten jede Straße, jeden Pfad, jede Brücke. Robert sah alles genau vor sich: Die Frauen, die an der Schwalm gewaschen hatten, eilten mit Körben voll nasser Wäsche heim. In der Stadt Ziegenhain verrammelten die Wachen die Tore. Die beiden Stadtknechte marschierten mit der großen Trommel durch die Stadt und riefen die Bürger zur Pflichtwache; Kinder liefen schreiend hinterher, sie feierten die plötzliche Aufregung der Erwachsenen wie ein Fest. Auch dem jungen Robert war das Donnern der Lärmkanone etwas Ähnliches gewesen wie das Schellengeläut des Narren, der die Ankunft eines Wanderzirkus ausrief. Die Worte »Deserteur« und »Gassenlaufen« hatten für ihn genauso abenteuerlich geklungen wie »Bärenführer« und »Seiltänzer«. Bis er sich eines Tages heimlich von zu Hause weggeschlichen hatte und auf die Festung gelaufen war, brennend vor Neugier. Fünf Jahre war er damals gewesen. Jetzt, achtzehn Jahre später, hatte er immer noch das Zischen der Haselruten in den Ohren, die den Rücken des Deserteurs zerrissen hatten. Und noch immer war es wie damals, als habe jeder Schlag ihn selber getroffen.

Vom Fluss kam das Aufklatschen der Ruder. Robert trat auf den schmalen Holzsteg, der nur aus zwei Pfosten und einem breiten Brett bestand. Der Kahn glitt durch das Röhricht. Der Fährmann hatte die Ruder eingezogen und stakte das Boot mit einer Stange vorwärts.

Ludolf war ein mittelgroßer hagerer Mann. Er trug hohe, über die Knie reichende Stiefel, Hosen aus graugrünem Segeltuch und winters wie summers eine dicke braune Wolljoppe. In seinem linken Ohrläppchen steckte ein goldener Ring. Gegen Krankheiten, wie er sagte.

»Du bist schnell da«, rief Robert ihm entgegen.

»Als Ihr mir das Zeichen gabt, war ich schon mitten im Fluss.«

Der Kahn hatte den Anlegesteg erreicht. Die beiden Männer wechselten einen Blick. »Gib mir die Stange«, sagte Robert. In seinen graugrünen Augen stand etwas, das ein Fremder für ein Lächeln gehalten hätte, aber Ludolf kannte Robert besser. Der Fährmann ließ sich auf der Bank nieder und nahm die Ruder auf. Folgsam wie ein Spielzeug drehte der Nachen.

Raschelnd teilte sich das Schilf. Fische schwärmten auseinander. In der Sonne spielten ihre Schuppen in allen Regenbogenfarben. Robert blickte flussaufwärts, dorthin, wo in den Fluten das Spiegelbild der Festung schwebte, ein zitternder, von Wellen und Sonnenreflexen gebrochener Schatten.

»Man sollte meinen, ein Offizier habe hundert andere Möglichkeiten zu desertieren«, sagte Robert. »Was für eine Chance gibst du ihm?«

»Kommt darauf an, ob es ihm gelingt, die Zeit bis zum Dunkelwerden zu überstehen.« Der Fährmann ruderte zügig. Bei jedem Schlag beugte er sich weit vor und zog die

Riemen weit zurück. In seinem hageren Körper steckten ausdauernde Kräfte.

Robert streifte ihn mit einem Blick. »Ich möchte nicht wissen, wie vielen du schon geholfen hast, über die Schwalm zu setzen.«

Ludolf ruderte gleichmäßig weiter. »In letzter Zeit tut sich nicht mehr so viel wie früher«, sagte er. »Rall ist ein harter Kommandant. Gassenlaufen ist bei ihm keine Strafe, sondern eine Hinrichtung. Da überlegen es sich auch die Mutigsten zwei Mal.« Der Kahn näherte sich dem Ufer. Knirschend streifte er an das Holz. Leise schwankte der Anlegesteg, als Robert hinaufsprang.

Die Fischnetze hinter sich herschleifend, folgte Ludolf Robert ans Land. Die Männer gingen die Uferböschung entlang zum Haus des Fährmanns. Ludolf hatte Roberts Vater gekannt, den Goldmacher Robert Skelnik, und er kannte Robert von Kindheit auf. Er wusste, was jetzt in ihm vorging. Er warf die Netze auf den Boden. »Vielleicht ist es gut, dass Ihr kein Pferd dabei habt. Ihr solltet froh sein; Ihr habt mit alledem nichts zu schaffen.« Er bückte sich über die Netze und begann sie auseinanderzuziehen. »Deshalb seid Ihr ja auch nicht Offizier geworden wie Euer Stiefbruder, sondern Kaufmann wie Euer Stiefvater. Ihr hättet nie für den Soldatenrock getaugt.« Er richtete sich auf und sah an Robert vorbei den Fluss hinunter. »Ihr gehört zu den Menschen, die nur sich selber gehorchen können.«

»So etwas Ähnliches sagt meine Mutter, wenn sie unzufrieden mit mir ist.«

Von der Straße nach Kassel, die etwa achtzig Meter nördlich verlief, kam Räderrattern, aber noch war nichts zu sehen. Das Gebüsch am Rand der Straße war stellenweise dicht wie eine Mauer. Endlich tauchte das Gefährt auf.

»Siehst du!«, rief Robert. »Da ist schon mein Pferd. Ich brauche mir nur etwas sehr zu wünschen, und ich bekomme es!«

»Nach dem Hufschlag hätte ich es für ein Ochsesgespann gehalten. Das ist niemand von hier.«

Robert blickte hinüber zu dem hochrädigen Wagen mit der leuchtend grünen Plane. Er lief über die Wiese zur Straße hin. Der Fährmann hatte recht gehabt. Es musste ein Fremder sein. Niemand in der ganzen Umgebung fuhr ein ähnliches Vehikel, halb Warenrollfuhr, halb Zirkuskarren. Der Mann auf dem Bock hätte zu beidem gepasst. Unter dem offenen Kutschermantel trug er eine bunte fremdländische Tracht. Aber mehr als Mann und Wagen zog das Pferd Roberts Aufmerksamkeit auf sich. Den Kopf vorgestreckt, den Rücken gerade wie ein Brett, das linke Vorderbein lahm, humpelte es im Schritt dahin. Statt Knochen schien es Latten im Leib zu haben und statt Muskeln Hanf. Von der Farbe und der Rauheit ungekämmten Hanfs war auch sein Fell. Wahrscheinlich war dieses mühselige Humpeln, mit dem das Tier den Wagen zog, seine schnellste Gangart. Robert stellte sich dem Gefährt in den Weg.

»Was wollt Ihr?«, rief der Mann auf dem Bock. »Warum haltet Ihr mich auf.« Er versuchte seiner Stimme einen entschlossenen Klang zu verleihen, aber sie war nur laut und ängstlich. »Meine Papiere sind in Ordnung.« Er kramte aus seinem Mantelsack ein Schreiben hervor. »Da, der Stempel vom hessischen Zoll ist noch feucht. Balthasar Plötz,

Handschuhhändler aus Anif im Salzburgischen.« Dass der Fremde sich nicht für seine Papiere interessierte, brachte den Handschuhhändler vollends durcheinander. Alle Geschichten von Überfällen, die er gehört hatte, fuhren ihm durch den Sinn. Das war die gerechte Strafe. Warum hatte er auch in ein protestantisches Land fahren müssen!

»Wenn deine Handschuhe deinem Pferd gleichen, dann sind sie alle ohne Daumen«, sagte Robert lachend.

Balthasar Plötz hielt noch immer seine Papiere in der Hand. Er traute dem Frieden nicht. Aber vielleicht half ihm auch diesmal, wie schon so oft, sein Witz, der neben Geschäftstüchtigkeit und Ängstlichkeit seine wichtigste Eigenschaft war. »Gefällt Euch meine Xenia nicht? Ich gebe zu, sie lahmt im Schritt, aber dafür kann sie nichts, so wurde sie geboren. Trotzdem, sie ist ein Pferd wie kein zweites. Gebt mir ein anderes, ich weise es zurück. Es ist ein Jammer, dass ich sie anspannen muss. Sie ist ein Pferd zum Reiten. Ihr braucht es mir nicht zu glauben, aber im Galopp läuft sie jedem anderen Pferd davon. Und im Wasser erst; sie schwimmt wie der Teufel, da holt sie keine Kugel mehr ein.« Der Handschuhhändler sprang vom Sitz auf. »Was macht Ihr da!«

Robert hatte mit ein paar schnellen Griffen das Pferd vom Geschirr befreit.

»Wie soll ich denn nach Kassel ...«, schrie der Handschuhhändler und verstummte. Das Geschirr des Pferdes lag auf der Straße.

Robert Haynau schwang sich auf das Pferd. Er deutete von der Straße weg nach Westen. »Halte dich immer in dieser Richtung, dann kommst du zum Gut Haynau. Frag nach der Herrin. Sage, dass ich dich hingeschickt habe!«

»Aber wer seid Ihr denn?!«, rief der Handschuhhändler und starrte dem Mann, der mit seiner Xenia davonritt, fassungslos nach.

Das Pferd des Handschuhhändlers hatte nur drei gesunde Hufe. Der vierte war eine Art Klumpfuß. Die ersten fünfzig Meter ging es jämmerlich. Robert ließ das Pferd machen, was es wollte. Er wartete, bis es von selbst begreifen würde, dass es nicht mehr im Geschirr war. Bald spürte er, wie sich der Rücken des Pferdes entspannte; dann senkte es den krampfhaft vorgestreckten Kopf. Es schüttelte die Mähne, schlug mit dem Schweif. Staubwolken stoben aus dem verschmutzten Fell. Entweder legte sich das Pferd im nächsten Moment auf die Erde, oder es begann zu galoppieren. Robert war auf beides gefasst.

Es riss ihn fast vom Rücken des Tieres, als es unvermittelt angaloppierte. Er warf sich nach vorn, umklammerte den Hals der Stute; sie flog mit triumphierender Leichtigkeit dahin. Robert hatte noch kein Pferd wie dieses geritten, nur in den Verfolgungsjagden und Fluchten seiner Träume hatte er dieses unaufhaltsame, die Erde kaum berührende Dahinstürmen erlebt.

Er verließ die Straße und ritt querfeldein in Richtung zur Festung. Sich sorgsam im Schutz von Bäumen und Büschen haltend, spähte er um sich. Er hatte keinen festen Plan. Oberhalb des Hohlwegs, auf der westlichen Seite des Festungsbergs, hielt er das Pferd an. Es reagierte bereits auf den leichtesten Schenkeldruck. Er trieb es in den Schatten der Bäume und lauschte.

Er hatte sich nicht getäuscht. In der Nähe war ein Trupp Reiter. Er spähte durch die Bäume; dort, wo der Hohlweg aus den Bäumen trat, schwebte etwas wie ein Nebelstreif. Dann sah er den Kopf eines Pferdes auftauchen. Der Reiter trug einen grünen Rock. In eine Staubwolke gehüllt, kam die Kavalkade schnell näher.

Robert lenkte die Stute hinter den Stamm eines großen Ahornbaums. Das purpurne Blattwerk bot Schutz; zugleich konnte er alles beobachten. Der Trupp war jetzt bis auf etwa fünfzig Meter heran. Der Abstand des Anführers von den ihm folgenden Männern hatte sich vergrößert. Jetzt warf er den Kopf herum. Das dunkle Haar flog ihm aus der Stirn.

Claus, murmelte Robert. Das hatte er nicht ahnen können. Er hatte seinen Stiefbruder noch in Kassel geglaubt, erst gegen Abend hatte er herüberkommen wollen. Robert atmete tief. Er hatte ein Gefühl wie beim Spiel, wenn er die Karten aufhob oder die Würfel aus dem Becher kippte.

Eng an das Pferd geduckt, ritt sein Stiefbruder vorbei, keine drei Meter von ihm entfernt. Dann folgten die Männer. In einem plötzlichen Impuls schwang Robert sich in den Ahornbaum. Einer der unteren Äste reichte weit in den Hohlweg hinein.

Die Reiter preschten unter ihm weg. Ein Mann nach dem anderen, die Knechte, die Kutscher, die Jäger von Gut Haynau. Jetzt waren es schon zwanzig; bei jedem, den er zählte, stieg Roberts Lust an diesem Spiel, und mit jedem stieg der Einsatz. Einer gegen einundzwanzig, einer gegen zweiundzwanzig ... Zuletzt kamen die Bauern. Sie ritten,

ohne nach links und rechts zu sehen. Der Deserteur hätte am Wegrand sitzen können, und sie wären vorbeigesprengt, ohne zu reagieren. Den Schluss machte der Sohn vom Felbinghof, der dreizehnjährige Ambros.

Robert wartete, bis der Junge genau unter ihm war. Blitzschnell ließ er sich herunter, umklammerte den Oberkörper des Jungen und zog ihn zu sich in den Baum. Alles geschah so schnell, dass der Bub nicht einmal Zeit hatte zu erschrecken. Als er sah, in wessen Gewalt er geraten war, leuchteten seine Augen auf.

»Wo reitet ihr hin?«, fragte Robert.

»Euer Stiefbruder hat uns mitgenommen. Wir jagen den Deserteur.«

»Hat er euch gesagt, wo er ihn vermutet?«

»Keine Ahnung.«

»Dann lauf deinem Pferd nach und reite zu, sonst kommst du noch um dein Fanggeld. Und mich hast du nicht gesehen. Verstanden?«

Robert lauschte auf das in der Ferne verklingende Pferdegetrappel. Einer gegen zweiunddreißig. Die anderen Trupps, die unterwegs waren, zählten nicht. In diesem Spiel setzte er nur gegen seinen Bruder.

Er sprang zur Erde. Die Stute stellte sich von selbst bereit, damit er aufsitzen konnte. Er fuhr ihr über das stumpfe Fell. Vielleicht entpuppte sie sich noch als Schimmelstute, wenn man sie nur ordentlich striegelte.

In der nächsten Stunde war Robert überall und nirgends. Bei der Miliz im Habichtswald tauchte er auf, und etwas später auf dem Wolfsfeld beim Suchtrupp des Festungskommandanten Rall. Die Miliz teilte sich nach der Begegnung mit Robert in zwei Flügel; der eine wandte sich zu den Kohlenmeilern, der andere zum Bergwerk. Den Festungskommandanten Rall dagegen veranlassten ein paar wie zufällig hingeworfene Andeutungen Roberts, mit seinen Leuten den Habichtswald zu umzingeln. Nachdem Robert auch die Landreiter auf eine blinde Spur gesetzt hatte und er sicher sein konnte, dass die Häscher bis zum Einbruch der Dunkelheit so beschäftigt waren, dass sie für den Deserteur nicht mehr Gefahr bedeuteten wie eine offene Reuse für einen gewitzten Fisch, begab er sich auf den Heimweg.

Erwärmt von den halbrecherischen Ritten der letzten Stunde und von der inneren Spannung, wer schließlich der Gewinner dieses Spiels sein würde, trabte er durch den Wald. Er dachte an das Abendessen, an die Partie Billard, die er mit Claus heute noch spielen würde, und an die Stunde nach dem Essen bei seiner Mutter, im halbdunklen Wohnraum, der nur vom Feuer des Kamins erhellt wurde.

Durch die Bäume schimmerte eine Lichtung. Der Schein der sinkenden Sonne fiel in langen Bahnen durch die Stämme. Plötzlich huschte ein Schatten durch einen dieser Lichtstreifen und verschwand im Unterholz. Sofort flammte das Jagdfieber in Robert wieder auf. In vollem Galopp ritt er auf den Mann zu, bis er erkannte, dass es der Tagelöhner Klemm war, der hier am Rand des Waldes seine Kate hatte.

»Habt Ihr mich erschreckt!«, sagte der Tagelöhner. »Das Wetter muss umschlagen. Mein linkes Ohr ist wieder mal zu.« Er war ein kleiner Mann mit einem Gesicht wie aus

schrundiger Rinde. Er trug Kleider, die ihm zu groß waren, und auf dem Kopf eine verbeulte Kappe mit einer Häherfeder. Neben ihm stand sein Handwagen, hochbeladen mit Haselruten. Sie waren alle gleich lang, zwei Meter, fingerdick. Die Anschnitte waren frisch.

Robert deutete auf die Ruten. »Fürchtest du nicht, dass du etwas zu voreilig warst? Wenn sie den Deserteur nicht erwischen, kommen sie auch um das Vergnügen, ihn Spießruten laufen zu sehen.«

Der Tagelöhner ließ die Hand, in der er das gekrümmte Messer hielt, sinken. Er murmelte einen Fluch. »Der Rall will sie frisch«, sagte er dann. »Damit die Ruten lange genug im Salzwasser liegen können. Wenn ich sie nicht schneide, tut es ein anderer. Früher hat meine Frau das Geld nicht angerührt. Sie hat jedes Mal einen Tag lang nicht mehr mit mir gesprochen. Aber seit sie das mit den Beinen hat und nicht mehr waschen gehen kann, sagt sie nichts mehr.«

»Ich hatte es nicht so gemeint«, sagte Robert.

Der Tagelöhner gab dem Handwagen einen Tritt, dass er bis vor die niedrige Hütte rollte, und ging langsam hinterdrein. »Niemand meint es so, und doch schneiden sie mich alle wie einen Aussätzigen. Mir schenkt keiner was. Ich muss zusehen, wie ich durchkomme, ich kann nicht wählerisch sein.« Er öffnete den Schuppen, der sich unter das Dach der Hütte duckte. »Die Kaninchen, die Ihr vor Eurer Reise nach Holland bestellt habt, sind jetzt da.« Der Tagelöhner verschwand einen Moment und erschien dann mit zwei grünen Verschlagen. Er trat neben Roberts Pferd. »Weiß mit roten Augen, die Sorte wolltet Ihr doch. Die beiden sind aus einem Wurf. Vier Wochen alt.«

Robert griff in den Verschlag und nahm ein Kaninchen heraus. Mit angelegten Ohren und rundem Rücken kauerte es in seiner Hand und beschnupperte die Haut.

»Wer bekommt sie denn?«, fragte der Tagelöhner.

»Der Ziegen-Louis von der Stellmacherei.«

»Der kleine Teufel. Ich möchte gerne wissen, wie er das macht: Im Frühjahr ist seine Ziegenherde immer die kleinste, und im Herbst ist sie die größte und fetteste. Bei dem wird aus den zwei Kaninchen bald ein Dutzend werden.«

»Was bin ich schuldig?«, fragte Robert.

»Nichts«, sagte der Mann so heftig, als fühle er sich verletzt.

Robert reichte ihm zwei Taler. »Für deine Enkel. Wenn Doktor Crusius das nächste Mal nach Haynau kommt, schicke ich ihn zu deiner Frau. Du kennst unseren alten Jagdhelfer. Er konnte sich kaum noch bewegen. Jetzt läuft er wieder wie ein Wiesel.«

Der Tagelöhner murmelte etwas und wandte sich schnell ab.

Die beiden Kästen mit den Kaninchen hingen links und rechts über die Kruppe des Pferdes, das sich nur widerwillig darein ergeben hatte, nicht mehr galoppieren zu dürfen.

Roberts Blick ging über die Wiesen zu den blauen Höhenzügen in der Ferne. Er dachte an nichts. Er gab sich der Verzauberung des sinkenden Tages hin. Er genoss es, auf den Wegen zu reiten, die er schon als Junge geritten war, zeitlos die Tage zu verträdeln, in

dem alten moosgrünen Rock, den er immer wieder flicken ließ. Aber nach drei Wochen Landleben trieb es ihn dann mit demselben Ungestüm, mit dem es ihn heimgezogen hatte, wieder fort auf die Tee- und Tabak-Auktionen in Amsterdam und London.

In einer Senke tauchte der Glockenturm der Stellmacherei auf. Langsam wurde das ganze Gehöft sichtbar, mit seinen Schindeldächern, den kleinen Fenstern, der lang gestreckten Scheune mit dem Weinspalier bis unters Dach, dem Taubenschlag neben dem Wohnhaus. Es war das vertraute Bild, das sich vor ihm ausbreitete – und doch war etwas anders als sonst. Es war die vollkommene Stille, die ihn befremdete. Sonst herrschte in der Stellmacherei von früh bis spät geschäftiger Lärm, Hämmern, Sägen, Hobeln, das Aufzischen des Wassers, wenn die glühend geschmiedeten Reifen der Räder getaucht wurden.

Er ritt auf das Tor zu. Mit dem Rücken zu ihm standen dort zwei Knechte, Gewehre in der Hand. Sie fuhren herum, als sie ihn kommen hörten. Erleichtert ließen sie die Waffen sinken und machten ihm den Weg frei. Der Hof war umstellt. Vor jeder Tür, unter jedem Fenster war ein Mann postiert. Vom Pferd aus dirigierte Claus Haynau seine Leute mit Zeichen und halblauten Befehlen.

Als Claus seinen Stiefbruder erblickte, verriet seine Miene Abwehr und Unbehagen. Die lahme Schindmähre, die Verschläge mit den Kaninchen, die alten Kalbslederstiefel, an denen Schilf und Rinde hingen, der geflickte moosgrüne Rock – alles schien Claus wie eine Beleidigung, die Robert ihm ganz persönlich zufügte. Und während er seine Männer beobachtete, entging ihm die Welle von Sympathie nicht, die dem Stiefbruder entgegenschlug. Überall und immer war es so; auch von der Liebe seiner Mutter und seines Vaters nahm Robert ihm das Beste weg, als wäre er, Claus, der Bastard! Und doch war Robert der Sohn des Goldmachers Skelnik, des Abenteurers, der den Landgrafen betrogen und bestohlen, der seine junge Frau mit dem ungeborenen Kind zurückgelassen hatte! Claus schämte sich seiner Gedanken, aber er konnte sie nicht zum Schweigen bringen; sie entsprangen einem Gefühl, das stärker war als Vernunft, Gerechtigkeitssinn und Bruderliebe.

Ihre Pferde standen einander gegenüber. Robert hatte die Situation mit einem Blick erfasst. Trotzdem fühlte er sich überrumpelt. Mit einer so unverhofften Wendung seines Spiels um den Deserteur hatte er nicht gerechnet. Einen Augenblick schwankte er, ob er es wirklich fortsetzen sollte.

»Das ist eine Überraschung«, sagte Robert, ebenso unbefangen wie wahrheitsgetreu, zu seinem Stiefbruder. »Wenn du noch einen Treiber brauchst bei dieser Jagd, ich stehe zur Verfügung.«

Claus besaß nicht die Schlagfertigkeit Roberts. Er wusste es, und das lähmte seine Reaktionsfähigkeit vollends. »Du kommst daher wie ein Fahrender«, stieß er hervor.

Robert sah an sich hinunter und lächelte. »Ich wusste nicht, dass du schon am Nachmittag von Kassel herüberkommen würdest.« Er blickte in den Hof. »Mir scheint, ich bin gerade noch rechtzeitig erschienen.«

»Danke, ich komme ohne deine Hilfe aus.«